

„Die Tante Jolesch oder: Der Untergang des Abendlandes in Anekdoten“ Friedrich Torberg (1908-1979) beschwört in diesem Büchlein aus eigener Erinnerung und gestützt auf Erzählungen älterer Freunde die Atmosphäre des ehemals habsburgischen Kulturkreises. Er läßt die unwiederbringliche Welt des jüdischen Bürgertums und der Boheme in der k.u.k. (kaiserlich-königlichen) Donaumonarchie vor seinen Lesern erstehen. Auf ganz unnachahmliche Weise bekommen wir Einblick in das Leben der Menschen der damaligen Zeit in Österreich, Ungarn, Böhmen und Mähren. In einer dieser köstlichen Anekdoten wird von einer Prager Schwiegermutter erzählt, die *„ihrem Schwiegersohn am Weihnachtsabend zwei (!) ausgesucht schöne Krawatten unter den Baum gelegt hatte“* – wie wir bald erfahren, nicht ganz ohne Hintergedanken: *„...und als das junge Ehepaar am folgenden Abend zu ihr kam, verstand es sich von selbst für den Schwiegersohn, die eine der beiden Krawatten anzulegen. Schon in der Türe fasste ihn die Schenkerin mißbilligend ins Auge: ‚Ach?!‘, machte sie, ‚die andere hat Dir nicht gefallen!?!‘“* (S. 91)

In der Sprache des eben gehörten Evangeliums war dies eine „Falle“, wenn auch eine weit harmlosere als die, mit der es Jesus zu tun bekommt: *„In jener Zeit kamen die Pharisäer zusammen und beschlossen, Jesus mit einer Frage eine Falle zu stellen.“*

Nichtwahr?!: Wenn die Beziehungsebene gestört ist, wenn keine Bereitschaft zur Verständigung besteht; wenn Menschen einander nur noch zu Leide leben – dann kann man machen, was man will: Es ist immer falsch; es wird einem immer ein „Strick daraus gedreht“, wie man sagt. In hoffnungslos zerstrittenen (Ehe-)Verhältnissen und heftigen Konflikten – überall lauern solche Fallen, aus denen es kein Entrinnen gibt; wo es nur darauf anzukommen scheint, den anderen „schachmatt“ setzen, ihm einmal mehr schaden zu können.

Die Gegner Jesu habe es geschickt eingefädelt und sind nach dem selben Muster vorgegangen wie die Schwiegermutter in Torbergs Anekdote. Zuerst das „gespielte“ Wohlwollen. *„captatio benevolentiae“*, nannte man das früher: Das „Einfangen“ des Wohlwollens des anderen zum eigenen Vorteil. Also schmeicheln sie ihm zunächst mit Komplimenten: *„Meister“*, sprechen sie ihn an, *„wir wissen, daß Du immer die Wahrheit sagst und wahrhaft den Weg Gottes lehrst, ohne auf jemand Rücksicht zu nehmen.“* Sie sind kaum dieser Meinung, das wissen wir. Oft sind es gerade allzu offenkundige Freundlichkeiten, die – nach dem Motto „Mit Speck fängt man Mäuse“ – in einen Hinterhalt locken sollen. Indem sie Jesu Freiheit und Wahrheitsliebe hervorheben, wollen sie ihn dazu bringen, sich ganz eindeutig für oder gegen die kaiserliche Steuer auszusprechen, die mit römischen Münzen zu begleichen war.

„Ist es erlaubt, dem Kaiser Steuern zu zahlen oder nicht?“ Wie immer auch Jesus antworten würde, er würde sich „in die Nesseln setzen“. Sagt er: „Ja, es ist erlaubt...“, verliert er seine Reputation bei all denen, die es als Schmach empfinden, die verhasste Besatzungsmacht im Land zu haben und dem Kaiser Tribut zu zollen, der sich schließlich als gottgleich verehren ließ. Für einen Juden eine Blasphemie, ganz und gar unerträglich! Spricht er sich jedoch gegen die kaiserliche Steuer aus, dann ist er jederzeit bei den Römern als Rebell denunzierbar, der des Todes schuldig ist.

Daß Jesus ihre bösen Absichten durchschaut und eben nicht in die „Falle“ tappt, sollte uns nicht nur imponieren. Es sollte uns zunächst einmal darüber nachdenklich machen, wie wir (!) unsere Konflikte oft genug dadurch verschärfen, daß wir einander gar keine Chance mehr lassen, uns anders zu verhalten als erwartet. Wenn das Ergebnis von vornherein feststeht, ist es unfair oder sogar bösartig, eine solche Situation herbeizuführen. Es wäre anständiger gewesen, sie hätten Jesus klipp und klar gesagt, was sie an ihm stört und auszusetzen haben und was sie gegen ihn haben. Womöglich hätte er ihnen zeigen können, daß sie gar nichts von ihm zu befürchten haben, wenn sie bereit sind, sich auf seine Botschaft einzulassen. So aber nimmt er sie beim Wort und sagt ihnen *„die Wahrheit, ohne auf jemand Rücksicht zu nehmen“*: *„Ihr Heuchler...!“* Das ist ein schlimmer Vorwurf und trifft doch genau die ihre

scheinheilige Frage, ihre Niedertracht, ihren Vorwand, ihm mit dieser Steuerfrage elegant ein Bein stellen zu können.

Noch einmal: Ich denke, es ist gut, wenn wir uns beim Lesen und Hören des heutigen Evangeliums zunächst an die eigene Nase fassen und über die Bosheit des eigenen Herzens nachdenken.

Dann freilich sollten wir unser Augenmerk auf Jesu souveränes Wort richten: „*Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist und Gott, was Gott gehört.*“ Das ist ja nur auf den ersten Blick eine beruhigende Auskunft für uns, die wir oft genug hin-und hergerissen sind zwischen unserer religiösen und – sagen wir – beruflichen oder weltlichen Existenz; zwischen staatlichen und kirchlichen Vorgaben; zwischen den Ansprüchen der Welt und dem Anspruch Gottes an unser Leben. „*Wem gehört der moderne Mensch?*“, so fragt der evangelische Pfarrer **Helmut Siegel** im Anschluß an unseren Bibeltext:

„Dem Betrieb gehört meine Arbeitskraft, Schalke 04 gehört mein Samstagmittag; der Sonntagmorgen gehört meinem Tennis-Club. Der Bank gehört mein Haus, dem Fernsehen gehören meine Abende, der Partei gehört meine Stimme. Du siehst, lieber Gott: Es bleibt nicht viel übrig für Dich! Ich habe keinen Kaiser mehr und keinen Gott. Also gehört alles mir. Nur: Was habe ich eigentlich davon?“

Tatsächlich: Was haben wir eigentlich davon, daß wir uns zwar mehr und mehr frei gemacht haben von der sog. „Sonntagspflicht“ und uns gleichzeitig das Wort vom "Freizeitstress“ eingehandelt haben? Wäre es nicht an der Zeit, neu zu entdecken, daß der Vorrang, der Gott in unserem Leben gebührt, letztlich unserer Freiheit dient? Der Kaiser, von dem in unserem biblischen Streitgespräch die Rede ist, war ja ein Despot, der sich als Gottheit verehren ließ, um seine Ansprüche an die Untertanen unanfechtbar zu machen. Mit seiner Auskunft: „*Gebt also dem Kaiser, was der Kaisers und Gott, was Gottes ist*“ kann Jesus doch nicht gemeint haben, daß wir uns willig unterjochen lassen sollen von den Götzen dieser Welt! Nein: Selbst die als unvermeidlich hinzunehmenden Zwänge des staatlichen, beruflichen, gesellschaftlichen Lebens sind für gläubige Christen begrenzt und in ihre Schranken verwiesen vom Anspruch Gottes, dem alles – also auch der Bereich des „Kaisers“ – gehört und verantwortlich ist. Nur so entsteht, nur so bleibt geschützt jener Freiraum, in dem der Mensch zu sich selber kommen kann und sich Gott verdanken lernt, dem Schöpfer und Erhalter des Lebens.

„*Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist und Gott, was Gott gehört.*“ Die beiden Bereiche überschneiden sich zwangsläufig und ihre Verhältnisbestimmung ist nur grundsätzlich möglich. In der Sprache des Zweiten Vatik. Konzils heißt es deshalb: „*Die Kirche, die in keiner Weise hinsichtlich ihrer Aufgabe und Zuständigkeit mit der politischen Gemeinschaft verwechselt werden darf, noch an irgendein politisches System gebunden ist, ist zugleich Zeichen und Schutz der Transzendenz der menschlichen Person.*“ Es geht also gar nicht in erster Linie um Gott, sondern um die Gottbezogenheit des Menschen, die „geschützt“ werden muß vor Übergriffen der staatlichen, politischen Macht – um der Freiheit des Menschen willen.

Kurzum: Jesus lädt uns ein, unsere Souveränität zurückzugewinnen, wenn wir bei allem darauf bedacht bleiben, Gott zu geben, was Gott gehört. Wir erhalten es ja neu zurück in der „*herrlichen Freiheit der Kinder Gottes*“, von der Paulus spricht, wenn es in 1 Kor 3,22 heißt: „*Alles gehört euch: Paulus, Apollos, Kephas – Welt, Leben, Tod, Gegenwart und Zukunft. Alles gehört euch; Ihr aber gehört Christus und Christus gehört Gott.*“

J. Mohr, St. Raphael HD